

Idyll aus einer Kleinstadt

ist anzunehmen, daß letztere in die Besitzungen der ersteren gefolgt ist, entweder durch Kauf oder durch Erbschaft und mit derselben ihr auch die Sorgfalt für die Kirche anvertraut ist.

Aus dem Vorstehenden geht nun mit Sicherheit hervor, daß im Jahre 1331 in Wulfen, wenn nicht schon eine Kirche als Pfarrkirche, so doch schon eine kirchliche Stiftung, wenigstens eine Kapelle sich vorfand und im Jahre 1381 ein geordnetes Pfarrsystem mit Pfarrer und Kirchenvorstand sich befand. („1381 verkaufte Gerhard von Wulfen den Ratsleuten der Kirche zu Wulfen, gestiftet zu Ehren des hl. Matthäus, das Recht, die Hovestätte zu Hoenwulfen zu besetzen für eine Summe Geldes, im Jahre 1381 drei Tage nach Pfingsten.")

Da gerade um diese Zeit, am Ende des 14. Jahrhunderts und bald darauf die Erwerbung mehrerer Pachtgüter erfolgte, so darf man wohl schließen, daß im 14. Jahrhundert die Errichtung der Pfarre erfolgt sei.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit der Kirche zu, wie sie bis zum Jahre 1822 bestand, so ergibt sich unter Berücksichtigung der urkundlich bekannten damit vorgenommenen Veränderungen, daß vor dem Anbau des neuen in den Jahren 1744—1749 ausgeführten Chores, noch zwei verschiedene baulich zu unterscheidende Abteilungen hervortraten, nämlich der als älteste Teil der Kirche bezeichnete mittlere Teil und die später ausgeführte Verlängerung des Schiffes mit dem Turm nach der Westseite hin. Denkt man sich nach der Westseite hin die bei der Verlängerung des Schiffes entfernte Giebelfront noch vorhanden, so hat man ein getreues Bild der ursprünglichen Kapelle. Wann die Verlängerung des Schiffes mit dem Turm ausgeführt ist, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls geschah es bald nach der Erhebung der Kapelle zur Pfarrei. Die Kirche war mit Schiefer gedeckt und aus Hochmärker Bruchsteinen gebaut. „Die Form des Turmhelmes kann nur nach älteren noch vorhandenen Kirchen beurteilt werden", heißt es in der Chronik. An der Nordseite des ältesten Bauteiles war auf einem größeren Steine ein dreieckiges Wappenschild ausgehauen, worauf Schriftzeichen jedoch nicht mehr zu erkennen waren.

„Im Innern war die Kirche mit Kappen, auf Gurtbögen von Baumberger Hausteinen, mit Ziegelsteinen überwölbt."

Ueber die sonstige innere Einrichtung ist nichts bekannt.

Im Jahre 1744 wurde das neue Chor erbaut, nach der Südseite eine Sakristei errichtet und vor der Eingangstür eine Vorhalle aus Ziegelsteinen errichtet, die den Wöchnerinnen vor der Einführung als Warteraum diente.

Bei dem Bau des Chores wurde folgende in Blei eingeschlossene Inschrift in den Stein gelegt: „1744 — 7. Mai positus est primarius lapis novi chori sub regimine Dni F. Th. al. comitis de Merveldt a godefrede Schwäneke pastore."

Im Jahre 1775 ist der Kirchturm zum Teil repariert, der Stapel um 15 Fuß erhöht und der Helm darauf gesetzt, was im ganzen 1029 Rhstr. kostete. Dazu hat der Pastor Buerbaum 100 Rhstr. gegeben, das übrige hat die Kirche aus ihrem Vermögen bestritten.

Nunmehr hatte die Kirche jene Form erhalten, die in den beigefügten Zeichnungen angegeben und im Jahre 1822 noch vorgefunden wurden.

Im Inneren hatte die Kirche folgende Einrichtung: In der Chornische (siehe Grundriß) bei A stand der Hauptaltar in Form eines Kalvarienberges, darauf ein großes Kruzifix mit Johannes und Maria. Die Vorderseite der Tumba zeigte in Relief den im Grabe ruhenden Heiland. Bei B stand ein kleiner Nebenaltar mit dem Bilde der unbefleckten Empfängnis. Die Kommunionbank trennte das Chor von dem Schiff der Kirche. Bei C stand die Kanzel, bis D reichte eine niedrige Bühne mit vierfüßigem Orgelwerk. Zwei große Oelgemälde, die Verkündigung Mariä und das hl. Abendmahl vorstellend, und zwei Gruppen aus Holz gearbeitet, die hl. Anna die hl. Jungfrau unterrichtend und eine Pieta, vollendeten die innere Ausschmückung.

Im Jahre 1822 zeigten die Gewölbe-Gurtbogen bedenkliche Risse. Als der Küster mit einer langen Stange einen Gurtbogenstein versuchen wollte, fiel er ihm vor die Füße. Dieser Vorfall ängstigte allmählich die Kirchenbesucher. Als an einem Sonntage unter dem Hochamt ein Mensch von der Epilepsie befallen wurde, und einer der Nebenstehenden dieses bemerkend ausrief: „He fällt, he fällt!", da gab es eine solche Angst unter den Kirchenbesuchern, daß alle den Türen zuströmten und sich ins Freie flüchteten, da sie verstanden hatten, das Gewölbe würde einfallen.

Darauf wurde der Neubau des Mittelschiffes beschlossen und in den Jahren 1824—25 nach einem Plane des Regierungsbauinspektors Teuto in Münster durch wandernde Tiroler Mauerleute ausgeführt. Die aus Hochmärker Bruchsteinen bestehende Umfassungmauer des Kirchhofes wurde zum Bau verwendet, die fehlenden Steine wurden aus der Hohen Mark durch Gemeindedienste angefahren. Der Bau kostete nahezu 3000 Taler.

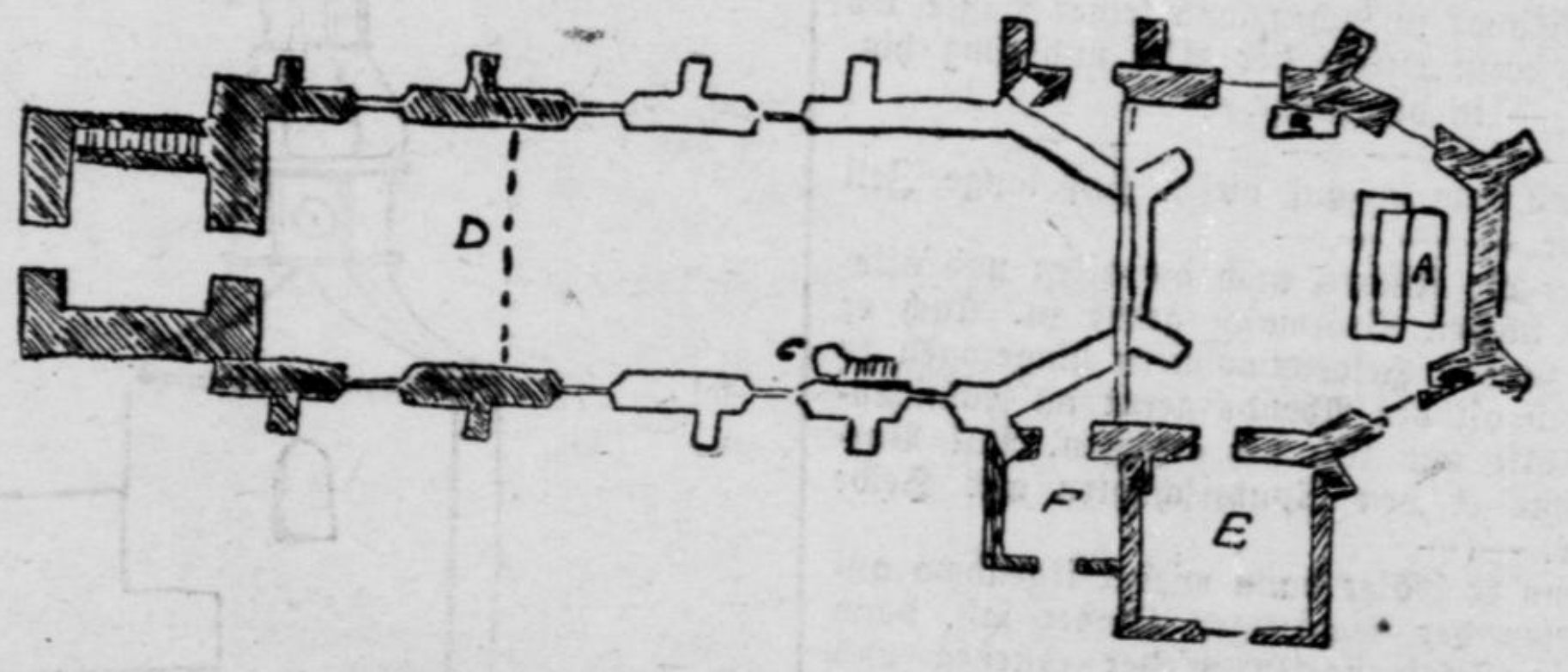
Am 30. August 1854 brach in einer zu 2 Wohnungen errichteten Scheune des Askamp, früher Steinheuer, bei scharfem, trockenem Westwind eine Feuersbrunst aus, die 11 Gebäude und den Kirchturm in Asche legte. Da der Turm völlig ausbrannte, so ging auch das schöne Geläute zugrunde. Das Schiff und auch das Chor erlitten nur unerhebliche Beschädigung. Die kleine Glocke war besonders schön und sauber gegossen. Sie trug die Inschrift: „St. Matthäus uns hillige Patron bitt für uns Jesum in des Himmelsthron."

Die drei Glocken wogen zusammen 8400 Pfd. Zollgewicht und waren bei der neuerrichteten Diözesan-Feuer-Versicherungsgesellschaft zu 1800 Taler versichert. Die Gesellschaft zahlte neben diesen 1800 Talern für die übrigen Beschädigungen an Kirche und Turm noch 2178 Taler, 4 Sgr. und 2 Pfg.

Es wurde nun der Turm ganz abgerissen und um 12 Fuß zurück gesetzt, so daß das Schiff um soviel länger wurde. Der Bau wurde nach einem Plan des Maurermeisters Tüshaus in Münster in den Jahren 1855—1858 mit einem Kostenaufwand von 7738 Talern, 27 Sgr. und 9 Pfg., einschließlich der Kosten für Wiederherstellung der Glocken, die unter Benutzung des aus dem Brandschutte wiedergesuchten alten Metalls noch 2357 Taler 29 Sgr. 9 Pfg. kosteten, durch hiesige Mauerleute aus Hochmärker und Emmelkämper Bruchsteinen ausgeführt.

Die neuen Glocken, die von Gebrüder Edelbrock in Gescher gegossen wurden, wogen etwas mehr als die zerstörten und haben denselben Ton.

Mit dem Sinn für das kirchliche Leben hob sich auch der Sinn für die Verschönerung des Gotteshauses. Schon während der ersten hl. Mission wurden die Stationen des Kreuzweges errichtet, wozu soviele Familien eine Station schenkten, als Stationen erforderlich waren. Sie kosteten je Stück 25 Taler.



Grundriß der Pfarrkirche in Wulfen

Während der Pastorierung des Pfarrers Verspohl wurden drei neue Altäre errichtet und geschenkt. Der Hochaltar, der 700 Taler kostete, ist ein Geschenk vom Herrn Grafen von Merveldt.

Die Seitenaltäre, die je 250 Taler kosteten, sind von zwei Gemeindemitgliedern gegeben worden.

Bei der Herstellung des neuen Geläutes hatten sich der Patron der Kirche, Herr Graf von Merveldt und die Pfarrgenossen durch freiwillige Gaben stark beteiligt. Der innere Anstrich der Kirche und die Anschaffung der farbigen Kirchenfenster und der mit Gemälden versehenen Chorfenster erfolgte größten Teils durch freiwillige Gaben der Pfarreingesessenen. Noch im Jahre 1887 schenkten die Grundbesitzer das Jagdpachtgeld für 3 Jahre im Betrage von über 500 Taler zur Herstellung des Chordaches, Ausbesserung des Daches über dem Schiff und zum Ausfugen des Turmes.

Heimatklänge

Beilage zur Volkszeitung.

Nr. 5 — Heimatblätter für Dorsten und die Herrlichkeit. — Dezember 1929

Der Gästebitter

Die Sitte, die Gäste zu einer Veranstaltung durch einen Gästebitter laden zu lassen, gehört in unserer engeren Heimat der Vergangenheit an. In einigen Orten des Münsterlandes, wie Rhede, zieht heute noch der Gästebitter bei Hochzeiten von Haus zu Haus, um in längeren Versen die Nachbarn zum Feste einzuladen. Um den alten Brauch auch bei uns nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, begrüßte auf dem letzten Hervester Heimatfest Johann Rover mit folgendem Gästebitterspruch die Anwesenden:

Guoden Dagg!

Do sett ik mienen Staff
Un kumm herangetrieden
(Häd ik en Päd, dann hädd' ik riedden)
Ik sall ink seggen — ik wet nich wat.
Ik sall ink nögen — ik wet nich wor.
(Bedenkik) nu is mied wier kloar.
I hebbt iem all vernommen,
De Gästebitter söll no ink kommen.
Nu sin ik hier,
Un i hebbt Bläsier
As soll de Hochtiet glieks loß gohn.
Van Dage hebb ik et anners stohn.
Fröher gen ik an alle Düren
un bei de Ollen und Jungen anküren.
„Men Gruß van Brut und Brütigam,
Se hoffen, dat alls no de Hochtiet kamm.
Ut Küirk und Keller dat Allerbeste
Sall sien för use Hochtietsgäste.
I könnt dann kriegen satt van Beer,
En kräftig Schlücksken gäff Pläseer.
En Köppken Koffie, met'n Klümpken,
dat giff üm de Niers 'n wunderbar Schlümpken.
Over nich völl Fusel,
Dann kemm y in'n Dusel.
Over en Stück van'n Schinken.
Do könn y guit op drinken.
En Stück van halven Kopp,
Dann könn y vör un achterop.
En Stück van de Schuller,
Dann wett immer duller.
En Stück van de Kou,
Dat krieg y wall tou.
En Stück van Kalv,
Gifft kenn heel, dann niem wiet half.
En Stück van'n Hoohn,
Do könn it wull ohne don,
Un gebroune Hähnkes un Duwen
Söllt u nich inne Mule stuwen.
Gebroune Göje kant nich verspreken
Y könnt u den Magen drann terbrekken.
De Schruten un de Puten
De sind ganz ut te schluten.
No Prumen und Rosinen
Sall ink de Mund nich schrienen.
Van Mostert dröff y nich te vull schnopen,
Süß möggen u de Tronen öwwer de Baden lopen
Un makt u alle men net fin.
Dat mot bie jedet Fest wull sien."
Dat waß min Sprüchken, ik mäk'n Kompliment.
De Vater reip, Moder, de Pantaulen breint.
De Döchter mäken 'n schönen Knids,
De Bader gaff Drinkgeld, de Jungs hann nils,
Dat wärn noch schöne olle Tieten
Do dän de Olle den Schnaps noch bietn.
Et is als woar un nix öwerdriewen,
Un wat ik nu segg, kann ik ok unerschriewen:
'Nen schönen Gruß van Pastor un de annern,
Y sölln met us no'n Buß henwannern.
All te wiet sall et nich sien.
Vorömer makt ink kenne Pien.
De Musik tredt us all vöran,
Un wie folgt öhr dann Mann fö Mann.
Un ok de Fraulö dröfft metgohn,
Disk un Bänk söllt terechte stohn.
Y frogt mi nu, wat sallt dann gewwen?
Ik segg ink, Y söllt watt belewen:
Do könn y de Kinner danzen sein,
Un sik in Klumpen manierlik dreihn.
Se spielt Triater, von Rauhherz dem Riesen,
Un willt ok andre Stücksken wiesen.
Use Kerkencor, Sankt Cäcilia,
Trett op met siene Sängerschar.
Un wat passeert is vör dusend Johr
Dat will us vertellen use Herr Pastor.
De Föte, Trompete und dide Trummel,
De schlot den Takt bie all den Rummel.
Un wie sinkt van Hervest dat neie Lied:
Un denkt an de olle schöne Tied
Un drinkt us dobie 'ne'n mönsterländsken Korn,
Dann hewo wie ok wat för de Heimat gedohrn.
Nu wett ower Tied, miene Damens und Herrn,
Ik jög gern, dat gitt ink ümdrein dern.
Do geht runner, dann links op den Patt,
Allsiets Vergnögen un ok süß noch wat.

*

Auskehr!!!!!

Ik daut nich gern, de annern schickt mi,
ick söll ink seggen, dat Fest wör vörbie.
Sei beggen, et här ink gefallen hier,
un nächstes mol kaimen y alle wier.
Um nu kenne Tied mehr te verjümen,
(ik mott van obend hier noch oprümen)
Sall sick dat ganze Drübbelken nu dreihn
Dann geht wier aff mit Groht und Klein,
We dat nich kann, söll ik et leirn,
ik daut met düssen Bessem gern.
De Musik geht dann wier vörop
un alles tredt no Grüterings Jopp.
Do dau wie us noch etwas resten,
veilicht gifft do noch wat ton besten
Y alle wiert, wu schön et is,
wenn alles sitt an eenen Disch,
un freut und singt und lachet gern,
as wenn wie eene Familie wern.
De Menge, Orthöve und Ewigkeit,
lacht met, wenn sik de Diörper freut.
So wart büs jetzt, un so sallt bliewen.
So will wiet in dusend Johr noch driewen.
Un geht us op usen Sand ok mangs schlecht,
Wie bellt us wat in, dat is use Recht:
Denn Hervest du, am Lippestrand,
büs det schönste Dörpken int Westfaolenland.

Die Entstehung der Wienbecker Mühle bei Wulfen



Ein Idyll an der Wienbecker Mühle

Im 16. Jahrhundert lebte in Wulfen eine sehr begüterte Familie, die Herren „von Wulfhem", die ihr Stammgut an der Stelle des jetzigen Dorfes Wulfen hatte. Die Güter der Herren von Wulfhem wurden von den Herren zu Lembeck erworben. Bei Wulfen stand eine Wassermühle, die von dem Hauptmühlenbach, der von der Middlicher Mühle auf Wulfen und von da an den Pastoratwiesen vorbei auf Sengenhorst zu seinen Lauf hatte, in Bewegung gesetzt wurde.

Die Herren von Lembeck fanden es vorteilhafter, die Mühle in die Heide zu verlegen, dorthin, wo jetzt die Wienbecker Mühle liegt. Die Mühle ist dort 1791 errichtet worden. Mit dem Bau der Mühle als solche war die Umlegung allein nicht geschehen. Man wollte das Wasser, das vom Schloß Lembeck herkam, nutzen. Es reichte aber nicht zum Antrieb der Mühle. Deshalb verlegten die Herren von Lembeck auch den Middlicher Mühlenbach von Schulte Spechtel abwärts zur neuen Mühle in der Heide. Der Bach mußte von Schulte Spechtel an aufgedammt werden, um das Ausufern der Maximalfluten zu verhindern. Im weiteren Verlauf bis zur Wienbecker Mühle

ist er durch künstliche Eindeichung ganz neu angelegt.

Die künstliche Eindeichung des Mühlenbaches hatte im Laufe der Jahre den Grundstücksanliegern beträchtlichen Schaden verursacht. Die angrenzenden Wiesen und Weiden, die ohnehin infolge der beiderseitig höher liegenden Ackerländereien einen hohen Grundwasserstand hatten, versumpften hierdurch und durch den Rückstau der Mühle noch mehr.

Die Wasserverhältnisse wurden in dem Tale auf genossenschaftlichem Wege reguliert. Die Wiendeker Mühle war in früheren Jahren nur ein einstöckiges Gebäude. In späteren Jahren wurde sie bedeutend erweitert und zu einer Handelsmühle größten Ausmaßes. Durch die weltwirtschaftlichen Beziehungen im Getreide und im Mehlhandel verlor sie ihre Bedeutung als Handelsmühlen, wie fast alle Inlandsmühlen, die ein Opfer der Ungunst der Verkehrslage geworden sind.

———

Josef Kellner-Deuten:

Der Einsiedler in der Spökenkuhle

Die Spökenkuhle, auch Brotmannshöhle und Deuter Steinbruch genannt, befindet sich seitab der Napoleonstraße auf dem höchsten und mächtigsten der steilen Heidhügel, die wie breite Schädel in der Bakeler Mark liegen. Halb ist die Bergkuppe mit Heidekraut, halb mit finsteren Kiefern bewachsen. Ein weicher Heideweg läuft scheitelartig über ihn hin und von Osten führt ein schmaler, durch Kraut und Gras sich windender Pirschpfad zur Höhe.

Dem Wanderer, der von oben den Blick in die Runde schweifen läßt, erschließt sich das wundervolle Landschaftsbild des Hambachtales. Zu Füßen liegt die weite, sonnenüberglutete Heide. Dahinter dampft das Moor. Aus der Tiefe grüßen wogende Felder, blühende Wiesengründe, rauschende Wälder, und aus allem blinkt der silberglitzernde Bach. In traulichen Eichenkämpen verstecken sich die Bauernhöfe. Aus der Ferne winken die Herrlichkeitsdörfer mit ihren ins Aetherblau strebenden Kirchtürmen. Und weit hinten, an der Heimat Grenze, senkt sich der Himmel auf die Hügel der Hohen Mark.

Nach Westen versperren krumme und verkrüppelte Kiefern das Blickfeld.

Ihre Schattenbilder verdunkeln am Abend den Heidberg. Gespenstern gleich lagern sie am Grund, den ganzen Hügel deckend. Wenn die Menschen aus der Heide gehen und dann alles ganz still ist, dann kommen die Gestalten, erst einige, dann mehr. Erst sind sie klein, langsam werden sie größer und immer größer und unheimlicher, bis sie unten an den Bergfuß und in den Heidegrund reichen.

Sobald das Abendrot verglüht, verschwinden die Gestalten.

Erst wenn der Mond seine Wanderung beginnt, erscheinen sie wieder und halten Gesellschaft die ganze Nacht.

Wenn aber das Morgenrot über Wolken und Berge steigt, sind alle wieder verschwunden, als wären sie in den Berg versunken.

Nur einer, ein kleiner Schatten, einem Zwergmännchen ähnlich, bleibt zurück, bis alle fort sind, geht dann bedächtig den Hügel hinauf und kriecht ins dichte Kiefernwerk. — — —

— — — — — — — — — — —

Das hatte an einem erwachenden Frühlingstag ein Förster vor vielen Jahren schon einmal gesehen und weil er ein Mann ohne Furcht war, ging er hinterdrein.

Kaum hatte er einige Zweige auseinandergebogen und war in einem sich immer mehr senkenden Graben vorangeschritten, da verwehrte plötzlich eine Tür sein Weitergehen. Er wanderte sich sehr, in dieser Einsamkeit eine Wohnung zu finden.

Der tief in den Sandberg einschneidende Hohlweg wurde jenseitig durch eine steile Felswand abgeschlossen und war in halber Höhe mit entwurzelten Baumstämmen, mit Birkenreisern, Heidekraut, Moos und Plaggen so überdeckt, daß daraus eine Höhle entstanden war. Leichter Rauch kringelte durch ein kaum sichtbares Ofenrohr aus dem Dach, breitete sich trichtermäßig und kroch wie Nebel durch die Kiefernzweige, die die Steinkuhle dicht umrandeten, als wollten sie ein Geheimnis vor der Außenwelt hüten.

Der Weidmann mußte bei diesem Anblick gleich an die gruseligen Geschichten und Bilder von verborgenen Räuberhöhlen in dunklen Wäldern denken. Er stand still, überlegte kurze Zeit, dann stieß er mutig mit seinem Pirschkolben gegen die Tür.

„Aufmachen!" schallte es durch die Morgenstille ‚und der Hund schlug an, daß der Wald erklang.

In der Höhle blieb alles ruhig. —

Grade wollte der Jäger sein Anklopfen mit dem Stiefel stärker wiederholen, da ging die Tür langsam handbreit auf, — und aus der Spalte schaute das Gesicht eines ängstlichen Männleins.

Sein ergrautes Kopfhaar hing wild vom Haupt bis auf die Schultern, und ein übergroßer Bart bedeckte die ganze Brust. Unter dicken Augenbrauen blickten dunkle Augen bittend hervor. Und als der Hund beruhigt war, sprach eine feine, hohe Stimme, der Förster möge hereinkommen.

In der Höhle sah es absonderlich aus. Mittendrin stand ein Tisch mit Beinen aus Birkenholz. Dahinter diente eine aus rohen Brettern gezimmerte Kiste als Sitzbank. An der abschließenden Sandsteinwand brannte ein kleiner Ofen, und unter einem mäßig hervortretenden Felsüberhang, der oben die Dachbäume trug, war auf den Grund der Höhle eine niedrige Liegestätte gebaut, und das Männlein war so klein, daß es sich in dem gedrückten Raum nicht zu bücken brauchte.

Der staunende Förster hatte schnell alles überschaut und fragte erregt: „Wer bist du? Wie heißt du, sonderbarer Mensch?"

Der Alte setzte sich schwer und langsam auf die Bettkehne, sah vom Förster fort und schüttelte den Kopf.

„Danach frage nicht", sagte er und blickte dann unbeweglich in den Feuerschein. — —

Der Forstmann ließ sich auf die Kiste nieder und schaute den rätselhaften Einsiedler scharf von der Seite an, konnte jedoch nichts Böses aus den Mienen lesen.

„Was machst du hier? Wo kommst du her?" Der Fremde blieb stumm und senkte sein Haupt. Der Förster beugte sich vor und wollte einen Blick von ihm auffangen.

„Du hausst hier in der Wildnis? Allein? Hast du kein Vaterhaus? Keine Heimat?" fragte er gespannt weiter.

Der Greis schloß die Augen und atmete schwer. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust.

„Danach frage nicht!" kam es ihm zitternd von den Lippen.

Der Förster erkannte, daß hier ein vom Schicksal zerschlagener, ein leiddurchwühlter Mann Zuflucht suchte, fühlte Mitleid mit dem Heimatlosen, legte die Hand ihm auf die Schulter und tröstete warm.

„Nun sprich doch, wie kommst du hierher? Warum bist du aus der Welt geflohen?"

Zitternd suchte der Alte die Hand des Jägers und drückte sie.

„Frage nicht!" rang es sich aus dem kaum geöffneten Munde, — und eine Träne sickerte in den grauen Bart. — — — —

Tiefe Stille trat ein, nur das Kiefernholz knisterte leise im Ofen.

Der Förster fühlte, daß der Fremde sich gegen jeden Blick in seine Seele wehrte; er fühlte, daß hier Grenzen sind, die man nicht überschreiten darf, daß hier ein übervolles Herz Ruhe in der Einsamkeit sucht.

Darum erhob er sich lautlos zum Abschied und sagte schonend: „Es tut mir leid, ich habe Euch gestört."

Da schaute das Männlein auf, dem Forstmann in die Augen: „Komm wieder! Doch sage keinem von dieser Stunde."

Draußen umfing den Förster ein jubelnder Frühlingsmorgen. Die Sonnenstrahlen hatten den Horizont überschritten und lagen nun gebreitet

— — — — — — — — —

und alles vergoldend über der weiten Landschaft. Die Natur erwachte mit tausend Stimmen, und die feierlichen Morgenklänge der Herrlichkeitsglocken trafen sich hier inmitten der Heide. —

Doch der Weidmann sah und hörte heute nichts und ging in tiefem Sinnen durch all die Herrlichkeit um ihn. — — — —

Die Heidemäher, Waldarbeiter und Forstläufer meldeten ihm bald, daß sich ein alter Mann im Revier herumtreibe.

„Laßt den Alten gehen", sagte er dann und leitete ein anderes Gespräch ein. — —

Beerensammelnde Kinder hatten ebenfalls bald gesehen, wie der Einsiedler um die Heidhügel schritt. Sie waren mit Entsetzen davongelaufen und erzählten: „Wir haben das Heidmännchen gesehen!"

Bald hatte dieser und jener den sonderbaren Heidestrolch mit einem Sack bei den Beeren erkannt; andere hatten ihn beobachtet, wie er Pilze suchte, und wie er stundenlang am Ententeich saß und sinnend ins Wasser schaute; noch andere hatten gesehen, wie er heimlich und still Heideblumen mit Farnkraut zum Strauße wand, so schön, als sollte eine Braut ihn haben; wieder andere hatten ihn am Hambach erblickt, wie er fischte oder am Ufer saß und mit den Füßen im Wasser spielte oder auch, wie er mit einem Birkenreiserbund auf dem Rücken abseits der Wege durch den Forst und die Heide stromte. —

Trotzdem der Einsiedler schon drei Jahre umging, hatte außer dem Förster niemand mit ihm gesprochen, keiner sonst wußte, wo er wohnte, wer er war.

Die Heidger munkelten von ihm geheimnisvolle Dinge. Selbst überkluge Leute fingen wieder an, an Gespenster und Heidegeister zu glauben, wenn sie das Heidmännchen einmal gesehen hatten oder auch nur die Geschichten hörten, die von ihm auf Nachbarwiesen und in Spinnstuben erzählt wurden. Der Einsiedler wurde zum Heidespuk. Und wenn die Kleinen in den Häusern am Heiderand nicht artig sein wollten, dann drohte die Mutter: „Wartet, das Heidmännchen soll euch holen und euch in den großen Sack stecken und euch mit den langen Nägeln die Augen auskratzen und euch mit der Ruhe fitzen." — —

— — — — — — — — — — —

Wer kann darum den Kinderschrecken beschreiben, als das Heidmännchen an einem Nikolasabend bei Mechelns am Heiderand in Deuten erschien. Auf dem Rücken trug es seinen vollgepackten Sack und in der Hand einen ungeschälten Eichenstock, dessen oberes Ende ein rundgeschnittener Knubben war.

Die Jungen hatten schon lange darauf gebrannt, heute abend mit Nikolaus neckische Possen zu treiben. Als aber das Heidmännchen vor dem Fenster herschritt, war der Uebermut der Buben dahin. Totenstill und totenbleich war das junge Volk. Das böse Gewissen und der Heidespuk brachten die Herzen zum Stocken und Hämmern.

Doch das Heidmännchen trat nicht in die Stube. Es blieb auf der Hausschwelle wartend stehen, grüßte kaum hörbar, öffnete den abgelegten Sack und bot dem Hausvater Besen aus Heidekraut, Birkenreisern und Ginsterstengeln zum Kaufe an. Als Preis erbat sich das Männchen Brot und ging dann höflich dankend wieder fort.

Wie eine Befreiung, eine Erlösung empfand das verstörte Jungvolk den Abschied des naturwilden Unbekannten.

Am andern Tag verbreitete sich die Begebenheit wie ein Lauffeuer in der Nachbarschaft der Heidanwohner.

Während des folgenden Winters erschien der Besenmacher in derselben Weise auch bei den anderen Bauern an der Heide, in Deuten, Brosthausen, Söcten und Emmelkamp. Und überall hatte der seltsame Handelsmann Besen angeboten, überall hatte das Männchen fast nichts gejagt, und überall hatte es Brot verlangt, so daß man ihm allgemein den Namen Brotmann gab.

In den milden Monaten von Frühjahr bis Herbst betrat Brotmann recht selten die Höfe.

Außerhalb der drei genannten Bauerschaften hat man ihn nie gesehen. Und in den Bauerschaften selbst hatte er auch nur bestimmte Höfe für seine öfters sich wiederholenden Besuche ausgewählt.

Wohin er kam, wurde er immer mehr vertraut. Er verkaufte Besen, flickte Jahr um Jahr im Winter bei tagelanger Arbeit das Lederzeug auf den Höfen, schlief vereinzelt im Stroh beim Vieh, ging aber gewöhnlich in der Dämmerstunde fort. Wohin er ging, wo er wohnte, wie er lebte, wer er war, das wußte keiner.

Wurde er darüber gefragt, gab er ausweichende Antworten. Jeder mußte merken, er will nicht gefragt sein. Trotzdem wurde er im Laufe der Zeit ein immer gern gesehener Gast bei seinen Leuten.

Auch die Kinder näherten sich ihm, denn zu ihnen ward er zuerst zutraulich und freundlich, zu ihnen konnte er sprechen, wenn er mit ihnen allein war. Wenn sie sich um seinen Arbeitstisch stellten und die großen Leute arbeiteten draußen, dann erzählte er ihnen erst einige, dann immer mehr Geschichten aus dem Märchenlande, Geschichten von gewaltigen Helden, die vor alten Zeiten an herrlichen Meeresgestaden der kämpften. Geschichten von deutschen Recken am Rhein, die um Lieb und Treue heldenhaft starben, von Edlen und Rittern, — und ganz selten Süßes um Königinnen, Kronen und Länder auch eine Mär von einem reichen Grafensohn, der ein herrliches Schloß und schöne Wälder und Felder von seinem Vater geerbt hatte, dem es aber in seinem Vaterhaus nicht gefiel, weil es dort zu einsam war, der nicht leben, nicht arbeiten und sorgen wollte wie seine Ahnen, sondern in der großen Welt, in fremden Ländern und lebenslustigen Weltstädten sein heimatliches Erbe mit falschen Freunden in Saus und Braus verjubelte, so daß er einem anderen seine Heimat verkaufen mußte. Das schöne Schloß mit den traulichen Türmen, mit den prächtigen Sälen, von deren Wänden die Bilder stolzer Vorfahren mahnend niederschauten, mit dem Waffensaal, wo die Rüstungen und wuchtigen Schwerter aus schwerer Zeit erzählten, mit den traulichen Wohnräumen, in denen unter uralten Kaminen einstens an langen Winterabenden bei glühenden Holzscheiten die Ahnen zusammensaßen und Sage und Märe als willkommene Gesellschaft liebend pflegten, mit dem weiten Schloßhof, wo noch die gewaltigen Linden im sanften Lenzwind heimliche Laubgeschichten des alten Geschlechtes flüsternd auffrischen, und dazu die rauschenden Wälder mit den unvergänglichen, knorrigen Eichen und die kornwogenden Feldbreiten, alles, alles hatte er verloren und konnte nun nicht mehr nach Hause. Wenn Brotmann dann weiter erzählte, wie der Grafensohn zum letzten Mal Abschied von seiner Heimat genommen hat und dann fortgewandert sei, von Land zu Land und Meer zu Meer, sich eine neue Heimat zu suchen, und keiner wüßte, wo er nun ist, dann weinte der Alte und ging hinaus, allein — in die Nacht. — —

— — — — — — — — — — —

Und dann kam er auf diesen Hof lange Zeit nicht wieder. — — — —

Nicht nur die Kinder, auch die alten und ältesten Leute hörten Brotmann gerne zu. Auch er schien sich zu den Heidebewohnern hingezogen zu fühlen, blieb oft des Abends gerne im Familienkreise, erzählte und ließ sich erzählen. Mit Vorliebe lauschte er den Spukgeschichten aus Heide und Moor. — —

Und wenn er später dann wieder irgendwo anders inmitten der neugierigen Kinder saß, dann ließ er die Spukgestalten wieder erstehen und freute sich, wenn die Kleinen große Augen machten und immer neue Geschichten haben wollten.

Meistens steckte er sich vor einer Feierabendpfeife, die er, je länger er in der Gegend weilte, immer häufiger vergnüglich rauchte.

Und dann erzählte er, wie in jeder Nacht in der Emmelkämper Ewigkeit die wilden Jäger aus den Wolken auf Hengsten und Böcken über Feld und Wald und Lehmkuhle reiten, und daß die Kinder, die zur Betglockzeit noch immer nicht zu Hause sind, von den unbändigen Tieren totgetreten und aufgefressen werden. — — —

Und dann erzählte er den Spuk von dem Backofen auf Kösters Kämpken in Holsterhausen. Den eingestürzten Backofen hat man schon hundertmal aufgebaut und immer, wenn er wieder fertig war, kroch in der Nacht um zwölf Uhr ein mächtiges, schwarzes Ungeheuer mit großem, glühendem Schweif auf den alten, krummen Baum, der daneben stand und sprang dann mit Wucht auf den Backofen, daß er wieder zusammenkrachte.

Und dann erzählte er die Geschichte von dem Geizhals, der unter der hohlen Weide im Heidekuhl als Hund mit feurigen Augen auf einem Kessel mit Gold sitzen muß, um ewig heißes Geld zu zählen.

Und dann von einem Erler Holzschuhmacher, der einmal spätabends von Schulte in Deuten fort durch das Bruch nach Hause ging und unversehens von einem großen Ungeheuer plötzlich hochgehoben und durch die Luft nach Erle getragen wurde, so schnell, daß der Mann unterwegs nichts mehr sehen konnte.

Und dann sprach er von den blauen Flammen und wandernden Lichtern im Deuter Bruch und von den Nebelgeistern und den entsetzlich großen Wasserungeheuern in den Teichen der Bakeler Mark — — und von dem alten Ritter im Horstdyk — und von einem Wilddieb und dem Hasen, der nach jedem Schuß kugelkopfschlug und schließlich dem Dieb auf den Nacken sprang und sich dann so schwer und so groß machte, daß der falsche Jäger beim Flüchten immer wieder auf den Grund gedrückt wurde.

— — — — — — — — — — —

Die Leute an der Heide verwunderten sich, daß der alte Brotmann in solchen Stunden mit Spuk und Kindern glücklich war. Man sprach darüber, daß er ganz anders geworden sei. Er schlich nicht mehr scheu und ängstlich durch die Gegend und um die Menschen herum, er war ruhig, zufrieden, glücklich geworden. Er hatte in und an der Heide eine Heimat gefunden.

— — — — — — — — — — —

Und als Brotmann im ersten Jahre seines Einsiedlerlebens eines Sonntags zum ersten Mal nach Wulfen zur Kirche gewesen war, da hat man beim Abendrot in der Heide ein heilig Lied gehört. — —

Und dann hat ihn niemand mehr gesehen. Und keiner weiß, wohin er ging. Er war unsichtbar geworden, als sei er wie die Schattenbilder beim Abendschein in den Heidberg gesunken.

Auf den Höfen erzählen heute die alten Leute nur noch dann und wann von dem namenlosen rätselhaften Fremdling. Und sind die, die ihn noch gesehen haben, wie er auch einmal namenlos geworden, wird man von Brotmann nichts mehr hören, und die neuen Menschen werden seiner nicht mehr gedenken. — —

Doch sollte einmal noch einer einsam durch die Heide gehen, dort eine neue Heimat zu suchen, der kann den vergessenen Heimatsucher sehen:

Wenn nämlich der Mond sein Zauberlicht über die nächtliche Bakel gießt und all die Sagen- und Märchengestalten lebendig werden, dann wandert immer auch des Einsiedlers Schatten durch unsere Heide.

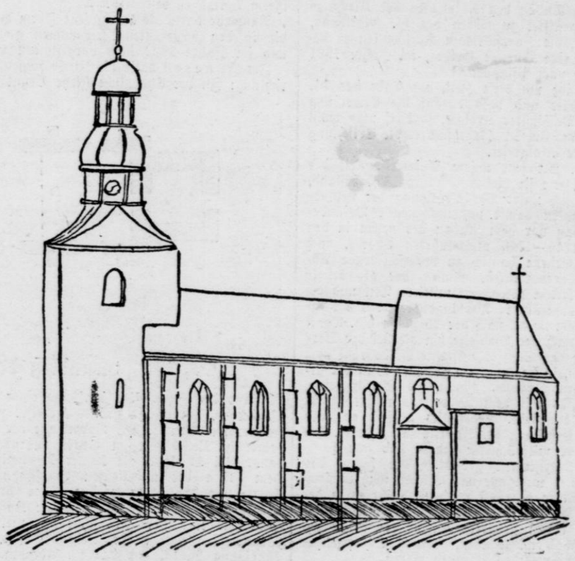
Aus der Chronik des Amtmanns Brunn:

Die Gründung der Pfarrgemeinde und der Kirche in Wulfen

Eine alte geschriebene Chronik des Münsterlandes beginnt in Beziehung auf Wulfen mit folgenden Worten:

„In Wulfen, wo vor Zeiten zwei adelige Herren gewohnt haben, der eine Wulfen, der andere Brune genannt. Dieser hat die Kirche in Wulfen mit Einkünften begabt und den Seinigen die Sorgfalt für die Kirche fürbehalten, der andere, genannt Wulfsen, hat das Pastorat fundiert. Von Brune findet sich nur des Wetzel von Lembeck, seiner Ehefrau und Kinder mit beiläufige. In diesem Brief überträgt Wetzel von Lembeck dem Bischof eine jährliche Rente. Der Name Brune, Brun oder Braun ist zwar bis auf den heutigen Tag in Wulfen nicht ausgestorben, ist aber, soviel bekannt, nicht mehr von den Familien geführt, die für die Aufbesserung der Pfarrkirche aufgetreten sind und wirken konnten."

Die Familie Wulfhem (in den Urkunden ver-



Südliche Seitenansicht der Pfarrkirche in Wulfen vor dem Bau des Mittelschiffs im Jahre 1824

Nachricht in der bekannten Urkunde über den Güteraustausch zwischen dem Bischof Ludwig von Münster und Wetzel von Lembeck, ausgestellt im Jahre 1331 am 4. Tage nach Maria Geburt, die Otto Brune famulus als Zeuge

schiedentlich auch anders geschrieben), hat bis Ende des 14. Jahrhunderts hier geblüht und verschiedene Schenkungen gemacht.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Familien Brune und Wulfen gleichzeitig existiert haben.